

Fernand Fehlen

# Elitensprache in Luxemburg

In Folge 7 von *Weemseesdet*, der ersten Luxemburger *Soap*, wird ein Ausflug der Mutter in die oberen Sphären der Gesellschaft in Szene gesetzt. Die Freizeitmalerin erhält die Gelegenheit, ihre Gemälde auf einem Wohltätigkeitsbasar auszustellen, dort, wo sich die „Haute Volée, vun der Großherzogin bis zum Lydie“ trifft. Somit können die Autoren sich über die „stater Dämmercher“ mit ihren Doppelnamen und ihren kindisch wirkenden Vornamen lustig machen (Manou, Michou, Minou, Poupou usw.). Wenn dann eine der „grandes dames de charité“, Madame Delagardelle, auftritt, spricht sie selbstverständlich Französisch, allerdings ein affektiertes. Sprechen so die Machteliten Luxemburgs?

## Die Sprache der Herrschenden

Im Musical *My Fair Lady* will Professor Higgins einem Blumenmädchen mit Sprachübungen dessen Cockney-Akzent austreiben, es so in eine Dame verwandeln und zu sozialem Aufstieg verhelfen. Gleichzeitig will er seine eigene Theorie, der Mensch definiere sich nicht über seine Herkunft, sondern über seine Sprache, unter Beweis stellen. Das Publikum kann über Eliza Doolittles Sprachübungen im Song *The rain in Spain stays mainly in the plain* lachen, weil es ein implizites Verständnis von der Sprechweise der Eliten hat, die man im Englischen „received pronunciation“ nennt, gleichzeitig aber weiß, dass Sprache und gute Manieren allein nicht eine gesellschaftliche Position ausmachen.

Die Soziolinguistik, die den sprachlichen Variationen in einer Gesellschaft nachspürt, hat die soziale Position und das damit meistens hoch korrelierte Bildungsniveau als zwei der wichtigsten Variablen, neben regionaler Verortung, Alter, Geschlecht usw. untersucht. Verkürzend lässt sich sagen: In jeder Gesellschaft gibt es

---

**Die Spannung zwischen dem Standardluxemburgischen und seinen regionalen Ausprägungen entspricht, trotz der Kleinheit, eher dem toleranteren deutschen als dem französischen zentralisierten Muster.**

---

zu einem historisch gegebenen Zeitpunkt eine „herrschende“ Sprache, d. h. ein als gesellschaftlich legitim angesehener Standarddialekt und dieser ist die Sprache der Herrschenden<sup>1</sup>. Den Zusammenhang zwischen sozialer und dialektaler Variation in England beschreibt Crystal (1998: 39) folgendermaßen: „Die Sprecher mit dem höchsten gesellschaftlichen Status sprechen den Standarddialekt mit ganz geringer regionaler Variation. Ebenfalls oben finden sich jene, die in Received Pronunciation (RP) sprechen, dem Akzent der Gebildeten, der keinerlei Information über die regionale Herkunft vermittelt. Je weiter wir die Schichtenleiter herab schreiten, desto mehr sehen wir uns regionalen Aussprachegewohnheiten und dialektaler Variation gegenüber. Auf der niedrigsten Gesellschaftsschicht treffen wir auf die größte Bandbreite lokaler Akzente und

Dialekte.“ Diese Variation beschränkt sich nicht auf die Aussprache, sondern betrifft auch Grammatik und Wortschatz. So werden, derselben Quelle zufolge, die englischen Eliten immer „headache“ (Kopfschmerzen) benutzen und es gleich aussprechen, „während Sprecher der niedrigsten Schicht skullache, headwark, headwarch, sore head“ mit regional verschiedener Aussprache benutzen.

Die Spannung zwischen einer normierten Standardsprache und dialektalen Variationen ist in unterschiedlichen Gesellschaften mehr oder weniger ausgeprägt, wie ein Vergleich von Luxemburgs beiden großen Nachbarn zeigt. Deutschland kennt kein vergleichbares Gremium, wie die 1635 gegründete Académie française, in der 40 „Unsterbliche“ für die „Vereinheitlichung und Pflege der französischen Sprache“ sorgen; seine Sprachlandschaft ist geprägt von einem Spektrum, das vom lokalen Dialekt, über landschaftlich geprägte Formen des Hochdeutschsprechens, bis zu einer den verschiedenen deutschsprachigen Staaten gemeinsamen Bildungssprache reicht. Die Spannung zwischen dem Standardluxemburgischen – eine die verschiedenen lokalen Dialekte überdachende Sprache, die 1910 zuerst von Engelmann als *Koiné* beschrieben wurde – und seinen regionalen Ausprägungen entspricht, trotz der Kleinheit, eher dem toleranteren deutschen als dem französischen zentralisierten Muster, auch weil in Luxemburg die wahre Distinktion einhergeht mit der Beherrschung von anderen Sprachen und einer abschätzigen Haltung gegenüber dem

Standardluxemburgischen, dessen Normierung zwar vom Conseil permanent de la langue luxembourgeoise betrieben, aber dessen Norm nicht in der Schule unterrichtet wird.

Unabhängig von nationalen oder historischen Unterschieden und der konkreten Ausprägung der legitimen Standardsprache zeichnet sich die Elitesprache durch eine selbstverständliche Beherrschung dieses Codes aus, wie sie nur durch eine frühkindliche Sozialisierung internalisiert werden kann. Dieses Einssein mit der Norm erlaubt es dem Elitesprecher, sie zwanglos zu übertreten und sich dadurch von den Mittelschichten und besonders von der Überkorrektheit der aufgestiegenen Bildungsbürger abzusetzen, deren sprachliche Unsicherheit daher rührt, dass sie die Norm passiv kennen, aber aktiv nicht immer realisieren können. Oder, um mit Bourdieu (2005: 91) zu sprechen: Der sprachliche Habitus von Angehörigen der herrschenden Klasse (vor allem wenn sie aus dieser Klasse stammen) stellt die realisierte Norm dar, inklusiv dem Selbstbewusstsein, das aus der „vollkommenen Übereinstimmung von Wahrnehmungs- und Produktionsprinzipien“ entspringt.

### **Weshalb lernt Madame Delagardelle kein Luxemburgisch?**

In einem zweisprachigen Land kommt es zusätzlich noch zu einer Konkurrenz zwischen einer höher angesehenen (*High-*

*Variety*) und einer minder angesehenen Sprache (*Low-Variety*). In den früheren französischen und britischen Kolonien etwa war die Kolonialsprache meist gleichzeitig die Alltagssprache der Eliten und alle Schichten versuchten sich, so gut wie möglich, darin auszudrücken, „la propension à adopter la langue dominante croissant avec la position de celui auquel on s'adresse dans la hiérarchie anticipée des compétences linguistiques : à quelqu'un qu'on estime important, on s'efforce de s'adresser dans le français le meilleur possible“. (Bourdieu 1980: 107) Wegen der Präsenz von drei Landessprachen und ihrer spezifischen Rolle bei der Nationsbildung hat es eine solche diglossische Situation im Großherzogtum nicht gegeben.<sup>2</sup> Die drei Sprachen übernehmen verschiedene Funktionen, wobei dem Deutschen und dem Französischen hauptsächlich die Domäne der Schriftsprachlichkeit vorbehalten ist. Alle Schichten sprechen jedoch untereinander Luxemburgisch und Batty Weber hat dies in seinem berühmten Text über die Mischkultur als Beweis dafür angeführt, dass Luxemburgisch eine Sprache sei, auch wenn er damals diese Bezeichnung nicht verwendet hat: Das „Platt wird hier nicht nur vom Volk gesprochen, sondern bis hinauf in die höchsten Kreise. Auf einem parlamentarischen Diner beim Premier oder beim Kammerpräsidenten z. B. wird es niemandem einfallen, mit seinem Nachbarn in gewöhnlichem Gespräch etwas anderes zu reden als die heimische Mundart“. (Weber 1909: 121).

Ludovic (1935: 22) hat dies später auf die knappe Formel gebracht: „Du ministre au décrotteur, tout Luxembourgeois, dans la conversation familière, emploie le patois“. Ein Code-Switching, also ein Wechseln vom Luxemburgischen in eine andere Sprache, ist für Luxemburgischsprecher in einer Alltagssituation ungewöhnlich und Bedarf eines Anlasses. Zum Beispiel die Präsenz anderssprachiger Gesprächsteilnehmer. Da die Beherrschung des Französischen, ebenso wie die der deutschen Bildungssprache, für Luxemburger eindeutig mit dem Bildungsniveau und der sozialen Stellung korreliert, werden Bildungsbürger solche Situationen aufsuchen, nicht nur um ihre Sprachkompetenzen zur Schau zu stellen, sondern auch, um sie zu pflegen und so zu erhalten – wie wir noch sehen werden –, während Angehörige bildungsferner Milieus sie meiden werden. So erklärt sich die ablehnende Haltung gegenüber französischem Verkaufspersonal daraus, dass der Einkauf eines *pain au chocolat* für viele zum sozialen Offenbarungseid werden kann: Sie können zwar mit der Bedienung kommunizieren, schämen sich aber vor ihren Landsleuten im Laden, weil ihr Französisch nicht der schulischen Norm entspricht („da genéiert een sech fir ‚säi Franséisch“<sup>3</sup>).

Die Präsenz von fremdsprachigen Gästen oder Personal im Elitehaushalt hat die Funktion sowohl der Zurschaustellung als auch der Einübung einer Sprachkompetenz. Diese Funktion übernimmt auch eine frankophone Mutter, die selbst nach längerem Aufenthalt im Lande noch immer kein Luxemburgisch spricht. Der von der Soziolinguistik festgestellte geschlechtsspezifische Sprachgebrauch bekommt so eine weitere Ausprägungsmöglichkeit. Bei geselligen Anlässen können die Männer mehr oder weniger gewagte Sprüche auf Luxemburgisch loswerden auf Kosten der real oder vermeintlich der Landessprache unkundigen Gastgeberin.

Die Luxemburger Sprache kennt eine große lexikale Variationsmöglichkeit, da sie oft für einen Begriff verschiedene mehr oder minder stark integrierte Lehnwörter, sei es aus dem Deutschen oder dem Französischen, aufweist, z. B. Kino/Zinema; Baustell/Schantjen/Chantier; Fernseh/Televioun usw. Auch wenn es keine wissen-

schaftlich-empirische Arbeit zu dieser Fragestellung gibt, darf man davon ausgehen, dass die Präferenz für französische Entlehnungen sowie deren französisierende Intonation einen sozialen Marker darstellt. Wer *Lycée Technique* als *Lycée Teschnik* ausspricht, wird als ungebildet stigmatisiert. In gehobenen Kreisen findet man oft französische Vornamen – wie Julie, Marie, Antoine –, die nicht, wie das gemeinhin geschieht, mit einer luxemburgischen Intonation ausgesprochen werden. Dies gilt auch z. B. für den Komponisten Mozart, der im gehobenen Luxemburgisch mit der Betonung auf der zweiten Silbe und langgezogenem A auf *beaux-arts* reimt. Dies zeigt, dass die Norm nicht auf einer objektiven „Richtigkeit“ beruht – anders als im Französischen besagt die Luxemburger Regel, dass fremde Namen ihre Herkunftsform und -betonung beibehalten –, sondern eine Konvention ist, die im angesprochenen Beispiel einerseits die Frankophilie und andererseits die Vertrautheit mit einem kulturellen Milieu ausdrücken soll, in dem früher bevorzugt französisch gesprochen wurde, so auch im „Quatsch“, dem hauptstädtischen Conservatoire, in dem Kinder nicht nur *Solfège* lernten, sondern *en passant* auch die französische Sprache.

Die richtige Beherrschung solch feiner Unterschiede bedeutet für bildungsferne Milieus eine Gratwanderung zwischen Distinktion und Lächerlichkeit. Eine falsche Entlehnungsstrategie wirkt affektiert und lächerlich, wie bei der Figur der Joffer Marie-Madelaide, in Josy Imdahls gleichnamiger Operette, die aus ihrer Dienstbotenzeit in Paris nicht nur neumodische Ideen, sondern auch eine französisierende Sprechweise mitgebracht hat, deren Verulkung ein verbreiteter Topos des heimischen Mundarttheaters ist, der sich bereits 1856 in der Gestalt des Coseng Ficelle bei Dicks in den *Kirmesgäscht* findet. 1847 hatte schon Jean-François Gangler die Manie der französischen Entlehnungen („Ëng Voiture vun de' Messageries Royales hoit 't lèscht an ènger Descente verséert.“<sup>4</sup>) karikiert mit dem Verweis auf den Satiriker Alphonse Karr, der über die Anglizismen im Französischen schrieb: „On n'enrichit pas une langue en parlant mal une autre.“ Besonders Juristen, die in Luxemburg eine wichtige Komponente der Machteliten

darstellen, wird das Benutzen vieler Galizismen nachgesagt, da sie gewohnt sind auf Französisch zu plädieren, etwa wie in folgendem, vermutlich von Hess (1946: 81) erfundenem Satz: „Dir sidd accuséiert d'Libertéit vun den Enchèren entravéiert ze hun.“

Die wortgewaltigen Tiraden des bekanntesten Luxemburger Anwalts stellen ein Paradebeispiel für dieses Sprachregister dar. Bei ihm findet man einerseits eine gewählte Sprache mit vielen französischen Entlehnungen, gepaart mit Wortfülle und rhetorischen Effekten und andererseits vulgäre Ausfälle in Lexik und Aussprache, z. B. streut er öfters in seine Rede das Wort „Schäiss“ ein, in der typischen Intonation der Hauptstadt.

«Inverse de l'hypercorrection, phénomène caractéristique du parler petit-bourgeois, l'hypocorrection n'est possible que parce que celui qui transgresse la règle [...] manifeste par ailleurs, par d'autres aspects de son langage, la prononciation par exemple, et aussi par tout ce qu'il est, par tout ce qu'il fait, qu'il pourrait parler correctement.» Bourdieu (1980: 105)

Madame Delagardelle aus der eingangs erwähnten *Soap*<sup>5</sup> stellt somit nur eine minoritäre Erscheinungsform der Luxemburger Elitesprecher dar. Typisch aber die Reaktionen, die sie bei den Wampachs auslöst. Die Mutter Georgette Wampach-Rinaldini mit Migrationshintergrund („e positivt Beispill vun enger perfekter Integratioun“) befließigt sich einer sprachlichen Überanpassung in einem hyperkorrekten Französisch und legt ein regelrecht unterwürfiges Verhalten an den Tag. Der Vater Rom Wampach aus gutem Hause („säi Papp war Notär um Belär“) spricht als Französisch- und Philosophielehrer auch perfektes Schulfranzösisch, geht aber als einer, der dazu gehört, lockerer mit der Situation um und treibt seine Scherze auf Luxemburgisch hinter dem Rücken von Madame Delagardelle. Die Mutter findet das keineswegs angebracht und wirft ihm vor, dass er es nicht verstanden hat, seine Schulkameradschaften in soziales Kapital umzuwandeln („du mechs iewel näscht draus“). Schon in seiner Jugend

war er „biergerlëch-revolutionär“ und den Dichtern Hölderlin, Victor Hugo, Camus und Beckett mehr zugetan als den Mondanitäten des „Stadter Pup“, der es ihm mit Spottversen heimzahlte, in denen sich Wampach auf „Aaschlach“ reimte.

Um diesen allgemeinen Überlegungen eine zusätzliche empirische Fundierung zu geben, werden wir zwei Familien der Machteliten genauer beobachten: die Familie Kaiser in den 1980er Jahren und die Familie Brasseur zur Zeit des Ersten Weltkrieges.

### Zu Hause bei Familie Kaiser

Die einzige soziolinguistische Arbeit über Luxemburg, die den schichtenspezifischen Sprachgebrauch ins Zentrum ihrer Überlegungen stellt, stammt von Kathryn Davis (1994)<sup>6</sup>. Mit der Methode der teilnehmenden Beobachtung beschreibt sie drei ideal-typische Luxemburger Familien, Kaiser, Schreiber und Thill, die jeweils für die „Upper, Middle und Working Class“ stehen. Die Kaisers stammen aus einer alten bürgerlichen Familie, wohnen in einem stattlichen Haus („three-story stucco house“) im Zentrum der Hauptstadt, seit langem im Familienbesitz. Beide haben eine akademische Ausbildung. Er hat das Familienunternehmen übernommen, sie arbeitet im Sozialbereich. Sie haben eine vierjährige Tochter, die dank des französischen Au-pair-Mädchens und der vielen ausländischen Freunde und Verwandte im unmittelbaren Kontakt mit Fremdsprachen steht.

Die selbstverständliche Mehrsprachigkeit und deren positive Wertung stellt das eigentliche Merkmal des sprachlichen Habitus' der Kaisers dar. Sie stehen über den in der Schule mühsam erworbenen Fremdsprachenkenntnissen und mokieren sich über diese: „Noticing Dave, the Englishman, she repeats a phrase from an old English language textbook used in Luxembourg, 'The table is laid'. The Luxembourgers laugh, and to the continued amusement of Dave, they begin to recite other stilted English textbook phrases in a French accent: 'My tailor is rich', 'Dear Aunt Mary, It is very beautiful here. The trees are beautiful, the mountains are beautiful, even the cows are beauti-

ful.“ (Davis 1994: 130). Mehrsprachige Wortspiele dienen dazu, sich von weniger Sprachgewandten abzusetzen. So wird z. B. der Name der französischen Zeitung *Nice Matin* durch die englische Aussprache des ersten Wortes in einen *Schönen Morgen* verwandelt.

Trotz aller Leichtigkeit im Umgang mit Sprachen, machen sich, wie Davis feinsinnig beobachtet, im Laufe des geselligen Abends mit ausländischen Freunden Ermüdungserscheinungen bemerkbar und die Gastgeber fallen – entgegen dem obersten Gebot des sprachlichen Elitehabitus, sich mit Fremden wenn möglich in deren Sprache zu unterhalten – immer öfter in die luxemburgische Sprache zurück. Ihr Dilemma, sich zwischen Bequemlichkeit und Höflichkeit zu entscheiden, erhält allerdings eine elegante Lösung dadurch, dass der anwesende Engländer auch die französische Sprache beherrscht und er sich alleine mit dem Franzosen weiter unterhalten kann.

Das schichtspezifische Sprachverhalten wird besonders deutlich, wenn man die implizite Spracherziehung in den Familien vergleicht: Bei den Thills aus der Arbeiterschicht wird man, wo immer möglich, Deutsch und Französisch aus dem Wege gehen. Frankophone Cousins, die auch in diesem Milieu vorkommen, werden gemieden und nicht als Mittel zur Steigerung des Sprachkapitals verstanden. Selbst wenn beim Rollenspiel der kleine Sohn als *bad guy* Deutsch redet, wird dies von der Mutter moniert, genauso wie die fehlende Sprachreinheit in einem Kinderbuch: „Marie was clearly annoyed by the use of even a few words of French in Letzebuergesch text. During observations, lower class individuals often openly ridiculed the use of French by friends or family members and privately suggested that these individuals ‚thought they were better than other people‘.“ (Davis 1994: 165) Demgegenüber wird bei den Kaisers in der Oberschicht die Tochter angehalten, mit dem Kellner Französisch zu reden und ihre Fehler werden beiläufig verbessert. Auch wenn sie noch kein Englisch kann, so wird sie dafür gelobt, dass sie es am Tonfall erkennt: D’Kathy „schwätzt wéi de Monni Phillip an d’Tata Sarah“ (Davis 1994: 133).

Fazit: Über die verschiedenen Sprachkompetenzen hinaus, ist die Einstellung (*language attitude*) zur Sprache das eigentlich schichtspezifische Unterscheidungsmerkmal. Die Mehrsprachigkeit wird in der „Working Class“ offensiv abgelehnt; der Mittelschicht erscheint sie, obgleich positiv bewertet, als Hürde, die es zu meistern gilt. Die Oberschicht, deren Lebenswelt die engen Grenzen Luxemburgs überschreitet, pflegt einen selbstverständlichen Umgang mit ihr.

### Lexi Brasseur

Der steinreiche, exzentrische Anwalt und Industrielle Lexi Brasseur<sup>7</sup> war eine der schillerndsten und bekanntesten Persönlichkeiten des angehenden 20. Jahrhunderts (Mersch 1971: 96). Trotz seiner zahlreichen Geschäftsaufenthalte im Ausland, davon 4 Jahre in Paris als Vertreter der Le Gallais-Metz et Cie-Werke, war er im Kulturleben Luxemburgs aktiv, zum Beispiel als Mitbegründer des Konservatoriums. Er glänzte als Komponist und Autor, besonders mit seinen Revuen, „eine Mischung aus Vaudeville und Kabarett mit Gesang und Tanz, Witz, Spott, Polemik und Seitenhieben auf das politische Jahresgeschehen in Luxemburg“ (CnL 2011). Er war Teil einer bürgerlich-liberalen Öffentlichkeit, die in der Kulturkampfstimmung des angehenden 20. Jahrhunderts einen Gegenpol zum klerikal-konservativen Lager bildete und neue Formen urbaner Geselligkeit entwickelte. In Revuen und Kabarettaufführungen, auf Herrenabenden und Jagdgesellschaften erlebte die Luxemburger Sprache eine neue Blüte, oft allerdings in ephemeren Kunstformen, die z. B. in Putty Steins Chansons überlebt haben (Schons 1996). Dieses lebenslustige, in den Augen des Klerus’ dekadente Treiben stand im Kontrast zu den zeitgleich stattfindenden Versuchen, der Luxemburger Sprache akademische Würde und nationale Größe zu geben, deren Vorreiter Siggie Koenig war.

Lexi Brasseur steht im Mittelpunkt des autobiographischen Schlüsselromans *La Foire* seines Enkels Pierre Viallet, der einen Einblick in die Notablengesellschaft des beginnenden 20. Jahrhunderts und auch beiläufig in deren sprachliche Gewohnheiten gibt. Der Erzähler, ein kleiner Junge,

In einem Lied von 1917 über die Kriegsgewinnler parodiert Putty Stein die Sprache der Parvenüs.

Da ma’ mer duer, ’t gët en Train geféiert,  
’T gët recevéiert, grad wéi an der Cour.  
An da komm der all bei ons op de Bal,  
Dir waert mol gesin, wéi mir ons verstin,  
Wéi mer mateneen ons um Liewe freen:  
Ëmmer si mer do, wann am Casino,  
Wann am Cinema, Soirée de gala;  
Dann am Auditoire vum Conservatoire,  
Méiglechst ëmmer vir, well et as ee gir  
Ënnert deene Leit, wou ee sech gesait.  
Schons (1996: 236)

stammt über seine luxemburgische Mutter aus der großbürgerlichen Brasseur-Familie. Er ist in Paris geboren und trotz der Luxemburger Mutter ist seine „Muttersprache“ Französisch. Er verbringt jedoch viele Ferien in Luxemburg auf dem Familienstammsitz, einem kleinen „Schloss“ in den Ardennen, wo er beiläufig die Landessprache lernt.

Unsere These, dass das „Luxemburger Deutsch“ damals die Alltagssprache der Eliten war, wird durch seine Schilderung bestätigt. Auch wenn es nur ein „patois“ ist, das nicht geschrieben wird („Mon arrière-arrière-grand-mère s’appelait Schnouffeltchen, ça ne s’écrit pas, ça se prononce, c’est du patois luxembourgeois“), spricht man es nicht nur mit den Dienstboten. Und der kleine Pierre lernt es selbstverständlich: „Je parle luxembourgeois à la petite laborantine blonde. [...] (Elle) rit de mon accent dans ce patois impossible. – Dayé avou! Au revoir! [...] Je voudrais la distraire, lui raconter, au moins, une histoire drôle, mais je ne parle pas assez bien luxembourgeois.“

Der Fünfzigjährige Viallet wird die luxemburgischen Wörter seiner Jugend in den 1973 in Paris publizierten Roman einstreuen, um mit diesem Lokalkolorit seinen Beschreibungen die notwendige Glaubwürdigkeit zu verleihen. So trinkt man z. B. „Humpen“ und „Grechen“, isst „Guekartekéis (fromage cuit)“ und flucht luxemburgisch „Non deikass (nom de Dieu)“. Manchmal werden kurze Interaktionen in einer abenteuerlichen Schreibung wiedergegeben und für den Leser

übersetzt: „De Guillaume as do! Alles an dera! Guillaume est arrivé! Tout est en ordre!“ oder: „Haï, wi get eut! – Ça va, ça va! – Haï, de Pierre! Haï Pierrechen!“

Auch wenn sich in dem satirisch überhöhten Roman „Erlebtes mit Erdichtetem oder Überliefertem“ vermischt (Nehrenhausen 1996: 137), darf man davon ausgehen, dass der geschilderte Sprachgebrauch typisch für die Machteliten damals war: Luxemburgisch ist die Familien- und Nähesprache auch im Großbürgertum, obwohl die Präsenz von Verwandten und Geschäftsfreunden aus dem Ausland oft Anlass gibt, andere Sprachen zu sprechen. Bei großer Aufregung verfällt der Urgroßvater manchmal in seinen belgischen Tonfall („il en retrouve l'accent et les tournures de phrases belges de ses origines“). Auch wenn es nicht ausdrücklich erwähnt wird, werden die Cousins aus England, die einer Familienfeier beiwohnen, wohl ihre Sprache mitbringen und ein guter englischer Freund macht mehrsprachige Wortspiele. *Rigolade first*, pflegte er immer zu sagen, was uns an das *Nice Matin* der Kaisers erinnert. Der Onkel wird „Shot“ genannt, weil er bei der Jagd ein guter Schütze ist. Wenn man kurz nach dem Ersten Weltkrieg in Frankreich unterwegs ist, wird man wohl auch unter sich Französisch reden: „Wir dürfen unser Platt nicht sprechen, sonst werden wir als Boches verhaun.“<sup>8</sup> Der in die Vielsprachigkeit eingebettete selbstverständliche Gebrauch der Luxemburger Mundart wird übrigens von Magret Steckels Schilderung in ihrem *Servais-Familienepos* bestätigt.

Mit Pierres ernstem und moralischem Vater, der kein Luxemburgisch spricht, und die Subtilitäten des lebenslustigen Treibens nicht mitbekommt, wird gerne der Spott getrieben. In einer Szene, in der es um die nicht-ehelichen, mit den Dienstmädchen gezeugten Sprösslinge geht, neckt ihn der Onkel: „Il (l'oncle Shot) ajoute, se tournant vers mon père. – Hein, Mich? Bien sûr, le prénom de mon père n'est pas Mich, ni Michel. Mais, ‚Mich‘, en luxembourgeois, est synonyme de fragilité, d'élégance, de réserve. On dit aussi: ‚Un Mich!‘ Mon père sourit. Il ne comprend pas l'allusion. Il ne parle pas luxembourgeois.“ Wir verstehen die Szene, wenn wir im Luxemburger Wörterbuch nachlesen, dass der Mich sowohl ein Lümmel, ein Allerweltskerl als auch ein etwas dümmlicher Tor sein kann.<sup>9</sup> Vielleicht haben die Zuhörer bei dem Wortgefecht das Sprichwort „Méchel hei, Méchel do, Méchel hanne, Méchel vir, Méchel stiech d'Sonn un, Méchel hänk de Mound aus, Méchel botz d'Stären a folleg all Hären“ in den Ohren, das der Rolle des Vaters in der Großfamilie nahekommt. Der eingeheiratete Karriereoffizier arbeitet zeitweise glücklos im Werksmanagement, während die direkten Abkömmlinge der Familie sorglos in den Tag hineinleben, wenn sie nicht gar das Familienerbe verpressen.

Der Romantext fährt weiter: „Il (mon père) n'est pas de force à combattre contre toutes ces grandes gueules amusantes.“ Auch wenn das Französische als Kultursprache dem Luxemburgischen überlegen ist und der Vater es perfekter beherrscht

als die Luxemburger Verwandten, kommt er nicht gegen den Patriarchen und seine Söhne an, die in ihrem Mikrokosmos die Regeln, auch die sprachlichen, vorgeben.

### Die „eigentliche Muttersprache“ der Eliten

Während Aufsteiger, besonders im Bildungsmilieu, ein verkrampftes Verhältnis zum Schulfranzösisch an den Tag legen, brauchen Macht- und Wirtschaftseliten ihre Beherrschung der großen Kultursprachen nicht unter Beweis zu stellen, da diese wegen ihrer grenzüberschreitenden Familienbande und Geschäftsbeziehungen für sie keine Fremdsprachen sind. Sie sprechen unbefangen Luxemburgisch, ohne ihm allerdings einen allzu hohen Stellenwert zuzuschreiben. Dennoch leisteten sie einen zweifachen Beitrag zum Ausbau der Luxemburger Sprache. Erstens, indem sie „onst Däitsch“ als Alltagssprache benutzten und nicht auf Französisch, wie die *Fransquillon* in Flandern, oder auf Hochdeutsch, wie die Bourgeoisie im Elsass zurückgriffen, um sich vom Volke abzuheben.<sup>10</sup> Zweitens, indem sie Luxemburgisch in der öffentlichen Geselligkeit pflegten, wie z. B. Lexi Brasseur und der um ihn versammelte Kreis. Theateraufführung, das gemeinsame Singen und der öffentlichen Vortrag stellen in der Tat eine wichtige Etappe im Ausbau einer nicht geschriebenen Mundart zur Schriftsprache dar. Deshalb darf auch die Gym, der 1849 gegründete bürgerliche Geselligkeitsverein, als einer der zentralen Entstehungsorte der Luxemburger Sprache

Lexi Brasseur hält Hofstaat in seiner Sommerresidenz auf der bretonischen Insel Houat (Illustration von Pierre Blanc in Batty Webers *Inseltraum*).



gelten, denn hier brachte Edmond de la Fontaine, der Sohn des ersten Regierungspräsidenten Luxemburgs, die ersten Operetten in Mundart zur Aufführung. Doch welcher heutige Sänger des *Hexemeeschter* ist sich bewusst, dass der Autor „Dicks“ ein Spross der Machtelite war?

Manchmal liest man: „der Luxemburger Trilingualismus in seiner Eigenheit sei die eigentliche Muttersprache des Luxemburgers“ (Goetzinger 2000: 19). Diese Formulierung greift zu kurz, weil sie die unterschiedlichen Grade der Beherrschung der drei Sprachen sowie die divergierenden Einstellungen zur Mehrsprachigkeit in den verschiedenen gesellschaftlichen Milieus übersieht. Sie beschreibt jedoch eine Norm, die von den Eliten realisiert wird und von daher ließe sich zusammenfassen: Die Dreisprachigkeit, besser noch die Mehrsprachigkeit, stellt die „eigentliche Muttersprache“ der Luxemburger Eliten dar. ◆

1 Ich bin mir vollends bewusst, dass die Begriffe, „Elite“, „Oberschicht“, „gehobenes Milieu“, „herrschende (Klasse)“ und die weiter unten gebrauchte Triade „Upper, Middle und Working Class“ auf verschiedene, teilweise nicht kompatible Theorieansätze verweisen. Im Rahmen dieses Textes werden sie quasi synonym und in einem umgangssprachlichen Sinne verwendet. Für eine genauere, theoretisch fundierte Beschreibung des Sprachenmarktes, verweise ich auf Fehlen (2011).

2 An anderer Stelle (Fehlen 2009: 43-49) habe ich die Verwobenheit von medialer und sozialer Diglossie beschrieben.

3 Roth (2005) in einem Bericht über einen Kunden, der in einem Kleidergeschäft Reißaus nimmt, weil er Französisch reden muss.

4 So lautet der erste Satz eines längeren Passus im *Lexicon der Luxemburger Umgangssprache* ([http://engelmann.uni.lu:8080/portal/WBB2009/LLU/wbgui\\_py?lemid=UP00196](http://engelmann.uni.lu:8080/portal/WBB2009/LLU/wbgui_py?lemid=UP00196)).

5 <http://tele.rtl.lu/serien/weemseesdet/personnagen/>

6 Im *forum*-Archiv findet sich eine Zusammenfassung (Fehlen 1996).

7 Alexis Brasseur (1860-1924), Lexi genannt, um nicht mit seinem Vater Dominique (1833-1906), genannt Alexis, verwechselt zu werden (Mersch 1971: 95-100).

8 Das Zitat stammt nicht von Viallet, sondern aus Batty Webers Roman *Inseltraum* (Weber 1923: 15), der auch im Umfeld von Alexis Brasseur angesiedelt ist.

9 [http://engelmann.uni.lu:8080/portal/WBB2009/LWB/wbgui\\_py?lemid=HM01149](http://engelmann.uni.lu:8080/portal/WBB2009/LWB/wbgui_py?lemid=HM01149)

10 Dies soll keineswegs als voluntaristischer Akt gedeutet werden, sondern ergibt sich aus der politischen Geschichte. Fehlen (2004) zeigt, wie der Sprachengebrauch in einem Raum, der im Ancien Régime und auch noch später ein Dialektkontinuum kannte, sich weiter entwickelt hat, nachdem er durch nationale Grenzen in vier, verschiedenen Staaten zugehörige Regionen geteilt worden war. Nur im heutigen Luxemburger Territorium haben die Eliten die Mundart beibehalten.

#### Literaturverzeichnis

Luxemburger Wörterbücher-Online: <http://infolux.uni.lu/worterbucher>.

Bourdieu, Pierre (1980): „Ce que parler veut dire“. In: Pierre Bourdieu: *Questions de sociologie*. Paris: Minuit, S. 95-112.

Bourdieu, Pierre (2005): *Was heisst sprechen? Zur Ökonomie des sprachlichen Tausches*. 2. Aufl. Wien: Braumüller.

CnL (2011): *Luxemburger Autorenlexikon*, Centre national de littérature. <http://www.autorenlexikon.lu>.

Crystal, David (1998): *Die Cambridge-Enzyklopädie der Sprache*. Köln: Parkland-Verlag

Davis, Kathryn Anne (1994): *Language planning in multilingual contexts. Policies, communities, and*

*schools in Luxembourg*. Amsterdam, Philadelphia: J. Benjamins Publ.

Fehlen, Fernand (1996): „Cathy au pays des Kaiser, Schreiber et Thill. Une approche ethnographique du parler des Luxembourgeois“. In: *forum* (169), S. 49-52.

Fehlen, Fernand (2009): *BaleineBis. Une enquête sur un marché linguistique multilingue en profonde mutation*. Luxembourg: SESOPI Centre intercommunautaire.

Fehlen, Fernand (2011): „Le statut du français sur le marché linguistique du Luxembourg. Le choix de la langue comme enjeu d'un champ scientifique en devenir“. In: Peter Gilles und Melanie Wagner (Hg.): *Bausteine der Luxemburgistik*. Frankfurt a.M.: Peter Lang (=Mikroglottika 4), S. 151-175.

Goetzinger Germaine (2000): „Eine Sprache geht ihren Weg : Von ‚onst Däitsch‘ zu ‚eis Sprooch‘“. In: Germaine Goetzinger, Gast Mannes und Roger Müller (Hg.): *Lëtzebuergesch : „eng Ried, déi vun allen am meeschten ëm ons kléngt“* (A. Meyer). Mersch: Centre national de littérature, S. 7-19.

Hess, Joseph (1946): *Die Sprache der Luxemburger*. Luxembourg: Paul Brück.

Ludovicy, Ernest (1935): „La question des langues dans le Grand-Duché“. In: Joseph Bech u.A. (Hg.): *Le Luxembourg*. Paris: La Cité Universitaire, S. 22-23.

Mersch, Jules (1971): „Deux branches de la famille Brasseur“. In: *Biographie nationale du Pays de Luxembourg* (19), S. 17-153.

Nehrenhausen, Jean (1996): „La Foire (Das Geniesserleben) von Pierre Viallet“. In: Sportclub Réiden/Attert (Hg.): *1946-1996 : 50<sup>e</sup> anniversaire*. Redingen/Attert: Sportclub, S. 135-141.

Roth, Lex (2005): „Der ASTI hir Spéngel“. In: *Eng Klack fir eis Sprooch* (117).

Schons, Guy (1996): *Putty Stein und die populäre Musik seiner Zeit*. Band 1. Luxembourg: Imprimerie Centrale.

Viallet, Pierre (1973): *La foire*. Paris: Table ronde.

Weber, Batty (1909): „Ueber Mischkultur in Luxemburg“. In: *Beilage der Münchner Neuesten Nachrichten* (Nr. 15, 20. Januar), S. 121-124.

Weber, Batty (1923): *Inseltraum: Roman aus Leben und Dichtung*. Luxembourg: Th. Schroell.

kliomedia



Kliomedia GmbH  
Neustraße 45  
54290 Trier

[www.kliomedia.de](http://www.kliomedia.de)  
[info@kliomedia.de](mailto:info@kliomedia.de)

☎ (+49) 651/46398-40

Der Verlag für Geschichte und Kultur von Trier · Luxemburg · Lothringen

Subskriptionspreis bis zum 31.01.2012: nur € 36,00 (zzgl. € 2,00 Versand)!

Catherine Lorent  
Die nationalsozialistische Kunst- und Kulturpolitik im Großherzogtum Luxemburg  
1934-1944, Trier 2012

ca. 300 S., kart., 24 cm x 15,8 cm, 92 Abb., ISBN 978-3-89890-173-4 € 49,90

Catherine Lorent widmet sich der bislang kaum aufgearbeiteten Kunstgeschichte Luxemburgs während der Jahre 1934 bis 1944. Regionale Besonderheiten luxemburgischer Kunst in der NS-Zeit werden ebenso herausgestellt wie ihre propagandistische Verwendung auf Reichsebene. Zahlreiche Abbildungen und Künstlerbiografien runden das Buch ab.

